

DIE ZEIT

Verstoßen aus Vaters Land

Das Grundgesetz stellt die Familie unter besonderen Schutz. Nicht aber Menschen ohne dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Eine libanesischstämmige Familie aus Hildesheim wurde durch Abschiebung zerrissen

Von Wolfgang Uchatius

Als Gazale Salame im ersten Licht des Wintertages begreift, was die Bundesrepublik Deutschland, vertreten durch zehn Polizisten, von ihr verlangt, fängt sie an, sich selbst zu schlagen. Sie hämmert gegen ihren Kopf. Sie beißt in ihre Hände. Sie reißt an ihren Haaren.

Dann stürzen die Wörter aus ihr heraus. Sie sagt, schiebt mich nicht ab, ich habe drei Kinder, zwei gehen hier zur Schule, das dritte ist noch ein Baby, ihr könnt mich doch nicht von meinen Kindern trennen. Sie sagt, ich bin keine Türkin, ich kenne die Türkei nicht, ich spreche kein Türkisch, ich lebe seit 17 Jahren in Deutschland, das ist meine Heimat. Sie sagt, ich bekomme wieder ein Kind, ich bin schwanger, im dritten Monat, schiebt mich nicht ab, bitte. Das waren ihre Sätze damals, sie erinnert sich noch heute. Einer der Beamten sagt: „Bitte packen Sie jetzt Ihre Koffer, wir haben keine Zeit.“

Ihr Mann kommt nach Hause, Ahmed Siala, er hat die zwei älteren Töchter zur Schule gebracht. Er sieht die Beamten, er weiß, was die Bundesrepublik Deutschland seiner Frau vorwirft: dass sie 17 Jahre lang zu Unrecht in Deutschland gelebt habe. Dass sie, die als achtjähriges Mädchen aus dem libanesischen Bürgerkrieg ins Land kam, die Behörden getäuscht habe. Dass sie in Wahrheit türkische Staatsbürgerin sei.

Siala greift zum Telefon und wählt die Nummer seines Anwalts. Der ist im Urlaub. Er ruft die Landrätin an. Nicht zu sprechen. Die Ausländerbehörde. Endlich, ein Sachbearbeiter hebt ab. Siala beginnt zu reden, versucht zu verhandeln, zu erklären. Er bekommt nur eine Antwort: „Nein.“

Ein Baby schreit. Schams ist aufgewacht, die jüngste Tochter, 14 Monate alt. Sie brüllt, sie hat Hunger. Gazale Salame läuft zu ihr, hebt sie aus dem Bett. Das Schreien des Kindes mischt sich mit dem Weinen der Mutter. Die Koffer sind noch immer leer. Die Sache gerät ins Stocken. Einer der Polizisten läuft nach draußen, telefoniert, kommt zurück. Er sagt, das Baby könne mitkommen in die Türkei, aber sie müssten sich beeilen. Er sagt: „Wir haben keine Zeit mehr für eure Spielchen.“

Gazale Salame nimmt ihre kleine Tochter auf den Arm. Sie steigt in den Polizeibus. Ein Beamter schlägt die Tür zu, ein zweiter stellt ihr Gepäck in den Kofferraum, ein dritter startet den Motor.

Ahmed Siala steht vor dem Haus. Er schaut dem Wagen hinterher. Es ist der 10. Februar 2005. Es ist halb neun Uhr morgens. In ein paar Stunden wird er seinen Töchtern erklären müssen, dass ihre Mutter nicht mehr da ist. Dass sie abgeschoben wurde, so wie jedes Jahr etwa 15000 Menschen aus Deutschland abgeschoben werden. Manche von ihnen haben schwere Straftaten begangen, manche kamen mit Schlepperbanden über die Grenze. Gazale Salames Fall ist anders. Es ist der Fall einer Frau, die von ihrem Mann und ihren Kindern getrennt wurde, weil sich ein paar Paragraphen in einem deutschen Gesetzbuch mit dem Leben einer jungen Familie verhaken. Weil diese Paragraphen es nicht vorsehen, dass es Menschen gibt, deren Heimat nicht dort ist, wo sie geboren wurden. Und auch nicht dort, woher ihre Vorfäter irgendwann kamen. Sondern dort, wo sie jetzt leben. Aber dort dürfen sie nicht bleiben.

Gazale Salame erinnert sich: *Wir sind dann auf dem Polizeirevier angekommen. Eine Polizistin sagte, ich solle mich ausziehen, dann hat sie mich durchsucht. Zwischen meinen Haaren, hinter*

meinen Ohren, überall. Dann wurde Schams durchsucht, meine Tochter, auch ganz nackt, sogar in die Windeln hat die Polizistin geschaut. Ich habe gezittert. Die Polizistin sagte: „Sollen wir einen Arzt rufen?“ Ich sagte: „Ich brauche keinen Arzt, es geht mir besser, wenn ihr mich nicht abschiebt.“ Ich konnte vor Angst nicht laufen. Die Polizistin hat mich an einer Seite festgehalten und zum Auto geführt, das uns zum Flughafen bringen sollte. Sie sagte: „Wir müssen uns beeilen, das Flugzeug in die Türkei geht gleich.“

Izmir. Sie öffnet die Tür, in der Sonne liegt ein Herz. Rot ist es, aus Plüsch ist es, hübsch wäre es, wäre da nicht dieser Zettel, mit Nadeln an den Stoff geheftet. Sie liest die Kugelschreiberschrift: *Seni çok özledim*. Sie weiß, was das heißt. Es ist der Sommer 2007, sie lebt seit zweieinhalb Jahren hier, in diesem Land, sie hat, um nicht unterzugehen, Türkisch gelernt. Es heißt: „Ich vermisse Dich.“

Sie weiß auch, wer das geschrieben hat. Es ist der Mann, der nachts an ihre Scheibe klopft und ihren Namen flüstert. Oder der, der sie anruft und sagt, sie gefalle ihm. Oder der, der ihr Briefe schreibt mit anzüglichen Dingen. Sie nimmt das Herz und wirft es in die eiserne Tonne vor dem Haus. Sie steht jetzt allein in der Sonne. Sie schaut auf die Häuser um sie herum, auf die Wäscheleinen, die offenen Fenster, in denen Gardinen flattern. Dahinter, im Dunkeln, stehen sie, die Nachbarn, sie stehen im Schatten und schauen ihr nach. Immer schauen sie ihr nach, ihr, der jungen Frau mit den großen Augen, die eines Tages aus Deutschland kam und jetzt hier lebt, mit zwei kleinen Kindern, aber ohne Mann.

Wo ist ihr Mann? Wieso lässt er sie allein? Hat sie ihn betrogen? So tuscheln sie, die Frauen, die morgens beim Einkaufen beisammenstehen, die abends vor den Häusern sitzen. Sie hört es, wenn sie vorübergeht mit ihren Kindern. Sie will sie nicht mehr sehen, diese Frauen, die alle gleich aussehen, in ihren langen, dunklen Kleidern, unter ihren Kopftüchern.

Ein paar Kilometer weiter südlich, unten am Meer, im Zentrum von Izmir, da laufen die Frauen in roten und gelben Tops am Wasser entlang und zeigen ihre Schultern. Oben am Hang, wo Gazale Salame lebt, ist auch Izmir, Gümüspala heißt das Viertel, in dem ihr ein Bekannter ihrer Eltern, der einst selbst abgeschoben wurde, eine Wohnung verschaffte. Aber Gümüspala ist keine Stadt. Es ist ein Dorf, das zufällig in der Stadt liegt. Fast alle, die hier wohnen, sind aus dem Osten Anatoliens hergezogen. Am Rande von Izmir fanden sie einfache Arbeit und bauten billige Häuser, in denen im Sommer die Hitze hängt und im Winter die Kälte. In diesen Häusern leben die Frauen mit ihren Männern und ihren Kindern, und wenn eine junge Frau allein mit ihren Kindern lebt, dann hat sie etwas falsch gemacht.

Gazale Salame ruft ihren Mann an. Sie sagt: Ahmed, ich kann nicht mehr, hol mich hier raus. Es ist dann wie immer in letzter Zeit. Er sagt: Du musst warten, Ende September entscheidet das Gericht, wenn wir gewinnen, darfst du zurück. Sie sagt: Ich kann nicht mehr warten, das Warten hat mich krank gemacht. Sie denkt an die Tabletten, die in der Küche liegen, im Schrank, gleich über den Nudeln. Beruhigungspillen, Antidepressiva. Der Arzt hat sie ihr verschrieben, sie schluckt sie jeden Tag, sie helfen nicht viel, manchmal weint sie die halbe Nacht. Sie schreit in den Hörer, sie ruft: Ahmed, ich will meine Kinder sehen!, er versucht sie zu beruhigen. Dann legt sie auf.

Sie geht die Straße entlang. Sie hat Brot gekauft und Windeln für den zweijährigen Ghazi. Er sitzt vor ihr im Kinderwagen. Als sie abgeschoben wurde, war er noch in ihrem Bauch, sein Vater hat ihn nie gesehen. Die Tochter Schams ist jetzt dreieinhalb, sie läuft voraus, sie hat den Sonnenschirm entdeckt.

Der Schirm steht vor einem kleinen Laden, unter dem Schirm steht eine blaue Kühltruhe, bemalt mit einem lachenden Pandabären. Gazale Salame greift in die Truhe, und unter dem Juchzen der Kinder holt sie zwei Eistüten heraus. Sie geht in den Laden, der junge Verkäufer hinterm Tresen nimmt das Geld. Er schaut sie an. Von oben nach unten, und wieder nach oben. „Ich habe gehört, du hast keinen Mann.“ Manchmal hat sie das Gefühl, verrückt zu werden.

Als wir in das Flugzeug steigen sollten, hat sich uns der Pilot in den Weg gestellt und etwas auf Türkisch gesagt. An seiner Reaktion habe ich gesehen, dass er mich nicht ins Flugzeug lassen

wollte. Er hat dann mit der Polizistin Englisch gesprochen. Ich verstehe ein bisschen Englisch. Er sagte, dass ich und meine Tochter nicht in das Flugzeug dürften, weil es mir nicht gut ginge. Die Polizisten haben mit ihm gesprochen und die Sache geklärt. Sie haben mich in das Flugzeug hineingezogen und sich neben mich gesetzt. Dann sind wir gestartet.

Beirut, in den achtziger Jahren. Meistens ist es Nacht, wenn die Granaten fliegen. Sie zerreißen die Häuser, die Gärten, die Autos, und manchmal auch die Menschen, die gerade in die Keller rennen. Wer überlebt, steigt am Morgen wieder heraus, und versucht, sein Leben fortzuführen, zwischen Straßen, auf denen Maschinengewehre stehen, unter Dächern, von denen Scharfschützen feuern.

Es sind die Jahre, in denen Beirut sein Gesicht verliert und sich in eine Trümmerstadt verwandelt, die Jahre des Bürgerkriegs, in dem Christen gegen Muslime, Schiiten gegen Sunniten, Palästinenser gegen Israelis kämpfen, in denen der Libanon zerfällt in Milizen und Gegenmilizen, in Söldner und Gotteskrieger. Dazwischen leben drei Millionen Menschen. Sie verdienen Geld, irgendwie, sie essen, trinken, sie bekommen Kinder, zum Beispiel dieses: Gazale Salame, geboren 1980 in Beirut, als Tochter des Gemüsehändlers Sharif Salame, eines Mannes, der nie zur Schule gegangen ist, als Tochter eines Staatenlosen.

Sharif Salame ist Angehöriger eines arabischen Volksstammes, der Mhallami, die über Jahrhunderte im Südosten Anatoliens lebten. Als Mustafa Kemal Atatürk, der Gründer der heutigen Türkei, in den zwanziger Jahren die Aufstände der Kurden niederschlägt und arabische und kurdische Namen durch türkische ersetzt, wandern Zehntausende Mhallami in den Libanon aus. Von den Libanesen als „staatenlos“ klassifiziert, bleiben sie meist unter sich. Cousins heiraten Cousinen, Söhne von Freunden heiraten Töchter von Bekannten. Beirut ist reich, und die Reichen brauchen Lastenträger und Gemüsehändler. So leben die Mhallami ein auskömmliches Leben am unteren Ende der Gesellschaft. Bis die Bomben fallen.

90.000 Menschen tötet der Bürgerkrieg, 800.000 Menschen vertreibt er aus dem Land, unter ihnen etwa 40.000 Mhallami. Viele von ihnen fliehen nach Europa, einige Tausend nach Deutschland, so wie Sharif Salame mit seiner Frau und seinen fünf Töchtern. Sie stellen einen Antrag auf politisches Asyl. Der Antrag wird abgelehnt, aus humanitären Gründen dürfen sie jedoch im Land bleiben. Die Mhallami, klassifiziert als „Staatenlose aus dem Libanon“, bekommen Sozialhilfe und bleiben fortan meist unter sich. Cousins heiraten Cousinen, und Söhne von Freunden heiraten Töchter von Bekannten. So leben sie ein auskömmliches Leben am unteren Ende der Gesellschaft, in dem Land, aus dem Gazale Salame 17 Jahre später, im Alter von knapp 25 Jahren, schwanger und mit ihrer 14 Monate alten Tochter im Arm wieder abgeschoben wird.

Nach dem Start wurde mir übel, ich musste mich übergeben. Die Polizistin hat mich bis zur Toilette begleitet, und ich durfte die Tür nicht abschließen. Der Polizist hatte währenddessen meine Tochter auf dem Arm. Als ich mich wieder hinsetzte, gab er sie mir wieder, ich sollte sie die drei Stunden, bis wir in Istanbul ankamen, auf dem Arm halten.

Hildesheim. Bei einer Hochzeit von Bekannten sieht sie ihn zum ersten Mal: Ahmed Siala. Mitte der Neunziger ist das, Gazale Salame ist 16 Jahre alt und seit acht Jahren in Deutschland. Die Nachbarn haben die Flüchtlingsfamilie freundlich aufgenommen, die kleine Gazale wächst mit Pippi Langstrumpf und deutschen Freundinnen auf, die irgendwann, als sie älter werden, die ersten Jungen mit nach Hause bringen. Mit den Jungen ist es bei Gazale nicht so einfach. Das heißt, eigentlich ist es sehr einfach, denn das regeln die Eltern für sie, und die haben schon einen passenden gefunden: Ahmed Siala, 17 Jahre alt, als Kind mit seiner Familie aus dem Libanon geflohen, genau wie sie. Groß, kräftig, selbstsicher steht er vor ihr, inmitten fröhlicher Hochzeitsgäste. Der Gedanke, ihn zu heiraten, gefällt ihr. Sie hat Schwierigkeiten in der Schule, sie muss sich um ihre Mutter kümmern, die tagelang weint, weil ihr der Krieg auf der Seele lastet. Wie schön ist da der Gedanke, eine Braut zu sein, eine eigene Familie zu haben.

Die erste Tochter kommt zur Welt, Amina, bald danach die zweite, Nura. Später, viel später wird Gazale Salame in einem kleinen Haus in Izmir sitzen und sagen: „Ich war glücklich damals.“

Das Glück verlischt am Ende des Jahrtausends. Die Zeitungen in Deutschland drucken längst keine Bilder von erschossenen Kindern in Beirut mehr, dafür viele neue Wörter: „Asylbetrüger“, „Sozialschmarotzer“, „Wirtschaftsflüchtlinge“. Wörter, die nach Ansicht mancher Politiker gut auf die Staatenlosen aus dem Libanon passen: Sie bekommen viele Kinder, deshalb meistens auch viel Sozialhilfe, einige sind in den Drogenhandel eingestiegen, andere leben von Waffengeschäften. Höchste Zeit, sie loszuwerden.

Aber in welchen Staat schickt man einen Staatenlosen? Der Libanon will sie nicht zurück.

Dafür entdecken die Ausländerbehörden ein interessantes Detail: Viele Mhallami sind nicht direkt von Beirut nach Deutschland gekommen, sondern zunächst in den Südosten der Türkei geflohen, in die Heimat ihrer Vorväter. Auch Sharif Salame, der frühere Gemüsehändler, dem noch immer ein halbes Dutzend Granatsplitter im Körper stecken und der jetzt die Tage in Deutschland mit langen Spaziergängen verbringt. Um den Weg nach Europa zu erleichtern, hat er seiner Familie in Anatolien türkische Pässe besorgt, auf den Namen, den die Türken seinem Vater einst verpassten: Önder. Wer aber einen türkischen Pass besitzt, ist kein Staatenloser. Er ist Türke. Und seine Tochter ist Türkin, auch wenn sie kein Wort Türkisch spricht. So jedenfalls sieht es die Ausländerbehörde des Landkreises Hildesheim.

Gazale Salames Aufenthaltserlaubnis wird nicht mehr verlängert. Am 12. Oktober 2000 erhält sie einen Brief von der Ausländerbehörde. Es ist die Ausweisung in die Türkei.

Nach der Ankunft haben mich die beiden Polizisten den türkischen Beamten übergeben. Da war noch ein junger Mann, der auch abgeschoben worden war. Er sprach Deutsch und Türkisch. Er wollte mir helfen, den Beamten zu erklären, dass ich kein Türkisch kann. Sie wollten ihm nicht zuhören. Sie sperrten mich in ein Zimmer im Flughafen, wo es richtig kalt war, es gab nichts zu essen, und wir durften nicht auf die Toilette.

Hildesheim. Jakob war bei seiner Oma. Lisa ist mit der Mama ins Schwimmbad gefahren. „Und du, Amina, was hast du am Wochenende gemacht?“ Rudolf Maxen ist ein freundlicher Herr mit angegrauten Haaren und hoher Stirn. Er ist Leiter einer kleinen Grundschule in einem Dorf östlich von Hildesheim. Früher sind die Bauern hier mit Zuckerrüben reich geworden, heute leben sie von EU-Subventionen. Manchmal fahren sie mit Anhängern voller erdiger Rüben an den Fenstern des Schulhauses vorbei.
„Amina?“

Amina sagt nichts. Sie hat lange, dunkle Haare und die großen braunen Augen ihrer Mutter. Sie ist zehn Jahre alt und gerade in die vierte Klasse gekommen, sie musste das Schuljahr wiederholen. Sie schaut Herrn Maxen an, dann schaut sie auf den Boden. Es entsteht eine unangenehme Pause, dann schaut Herr Maxen Julia an, und Julia fängt an zu erzählen.

Später wird Rudolf Maxen sagen, dass die Traurigkeit und die Sprachlosigkeit in Wellen über Amina kämen, seit jenem Wintertag vor zweieinhalb Jahren, als die Polizei ihre Mutter abholte. Bei ihrer Schwester Nura, die jetzt neun Jahre alt ist, sei es genauso. Er kennt sie beide. Er kennt alle Schüler an seiner Schule, es sind so wenig Ausländerkinder unter ihnen, dass er noch gar nicht auf die Idee kam, die Ausländerquote zu berechnen.

Maxen sitzt hinter seinem Schreibtisch. Er weiß, dass er hier als Beamter des Landes Niedersachsen sitzt und dass das Land Niedersachsen der Meinung ist, dass die Abschiebung von Gazale Salame schon ihre Richtigkeit habe. Trotzdem sagt er diesen Satz: „Es ist eine Tragödie.“

Damals, im Februar 2005, hat Ahmed Siala seinen Töchtern nicht gleich gesagt, was mit ihrer Mutter geschehen ist. Erst sprach er von einer kurzen, dann von einer langen Reise, nach Wochen sagte er die Wahrheit. Er ist mit Amina und Nura zu seinen Eltern gezogen, jeden Montag geht er mit den Kindern zur Therapie. Die Therapeutin sitzt im selben Haus wie die Sachbearbeiter der Ausländerbehörde.

Ahmed Siala spricht nicht viel über seine Kinder. Er sagt, er wolle nicht werben mit ihrem Leid. Dann fängt er doch an zu erzählen, zum Beispiel, dass sie oft mit einer Babypuppe spielen. Die Puppe nennen sie Schams, wie ihre kleine Schwester in der Türkei, die sie nur als Baby kennen. Siala holt einen Umschlag aus der Schublade. Darin liegen Bilder, auf denen ein Filzstiftflugzeug

über Bäume und Häuser fliegt. Amina und Nura haben sie gemalt. In dem Flugzeug sitzt ihre Mutter.

Izmir. Sie badet Ghazi, und Schams wirft ein Bilderbuch aus dem Fenster. Sie wäscht Wäsche, und Ghazi hängt sich an ihr Bein. Sie kocht Suppe, und Schams schubst Ghazi an die Wand. Sie sagt dann: „*Schams, kardeşini rahat brak*“, das ist Türkisch und heißt: Schams, lass deinen Bruder in Ruhe! Oder: „*Ghazi, unzur, kurratuka hunak!*“, das ist Arabisch und bedeutet: Schau mal, Ghazi, da drüben liegt dein Ball! Oder sie sagt: „Kommt, wir gehen jetzt einkaufen.“ Auf Deutsch. Deutschland ist das Land, in das sie zurück möchte, die Türkei das Land, in dem sie lebt. Arabisch die Sprache ihrer Eltern. Sie weiß nicht, welche die richtige Sprache für ihre Kinder ist.

Die Kinder wissen es auch nicht. Ghazi ist gerade zwei geworden. In diesem Alter können die meisten Kinder schon kleine Sätze formen. Ghazi spricht nur ein paar Wörter. Wenn Schams auf die Straße läuft, fordern die Nachbarkinder sie manchmal zum Mitspielen auf. Sie reden auf Türkisch auf sie ein, aber für Schams ist das Spiel schnell zu Ende, weil sie nicht genug versteht. Sie läuft zurück, und meistens ist Gazale Salame dann beim Saubermachen. Eigentlich gibt es nicht viel sauber zu machen, sie haben nur zwei Zimmer und kaum Möbel, nur ein Sofa und einen Schrank und ein paar Matratzen, auf denen sie schlafen. Trotzdem macht sie dauernd sauber. Besser, die Gedanken kreisen um Brotkrümel als um die Zukunft der Kinder, besser, sie denkt an den Staub auf dem Teppich als an all diese Dinge, die sie nicht versteht. Noch immer nicht.

Den Brief mit der Ausweisung in die Türkei bekam Gazale Salame im Oktober 2000. Bis zur Abschiebung vergingen vier Jahre und vier Monate. Jahre, in denen sie hoffte; und auf Gerichtsurteile wartete; und enttäuscht wurde, als die Gerichte zwar Recht sprachen, aber sie das Recht als Unrecht empfand. Jahre, in denen sie mit Ahmed zusammensaß und Fragen stellte. Ihr Anwalt hat sie beantwortet.

Es war 1988, als mein Vater uns als Staatenlose ausgab, obwohl wir türkische Pässe hatten. Wieso kann ich noch zwölf Jahre danach dafür bestraft werden? Die Antwort des Anwalts: Das deutsche Ausländerrecht kennt keine Verjährung. Hätte Ihr Vater ein Fahrrad gestohlen, bliebe die Tat nach so langer Zeit folgenlos. Warum muss ich dafür büßen, was mein Vater getan hat, ich war damals ein Kind? Die Antwort: Nach Ansicht der Gerichte müssen sich Kinder bei ausländerrechtlichen Fragen die Handlungen ihrer Eltern vorwerfen lassen. Hätte Ihr Vater eine Bank überfallen, könnte man Sie nicht belangen. Wieso werde ich ausgewiesen, aber mein Vater darf mit meiner Mutter in Deutschland leben? Die Antwort: Weil dies dem Ermessen der Ausländerbehörde unterliegt. Ihr Vater und Ihre Mutter leben in der Nähe von Göttingen. Die dortigen Sachbearbeiter sind der Meinung, dass Ihren kranken Eltern eine Abschiebung nicht zuzumuten ist. Die Ausländerbehörde in Hildesheim ist in Ihrem Fall anderer Meinung.

Warum darf der Staat eine Familie auseinanderreißen? Das Grundgesetz stellt die Familie unter besonderen Schutz. Das gilt jedoch nicht für Menschen, die keine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis besitzen. Das waren die Antworten, die Gazale Salame damals bekam. Sie hat sie nie verstanden.

Wir waren sechs Stunden in diesem Zimmer im Flughafen. Schams fing an zu schreien. Ich habe gerufen: Meine Tochter hat Hunger, holt mir was, Brot, Wasser, egal. Der Mann, der auch abgeschoben worden war, war im Zimmer neben mir. Als er hörte, wie ich gegen die Tür hämmerte, hat er einen Polizisten gerufen. Ich habe auf Deutsch gesagt: Meine Tochter hat Hunger. Der Mann übersetzte, aber der Polizist sagte, sie hätten nichts zu essen und dass wir erst entlassen würden, wenn unsere Papiere fertig wären. Dann schob er mich wieder in das Zimmer und sperrte ab.

Hildesheim. Der Bulle riecht das Blut. Es klebt an der Wand, es tropft von den Tischen. Er stemmt die Beine in den Boden, aber der Boden ist gefliest, die Fliesen sind nass. Der Bulle rutscht, er senkt den Kopf, und jetzt ist Ahmed Siala über ihm, mit einem Stück Metall in der Hand. Es ist ein Bolzenschussgerät. Der Bolzen fährt dem Bullen in die Stirn, seine Beine knicken weg, Siala greift zum Messer und schneidet ihm die Kehle durch, ein einziger tiefer Schnitt. Er

kann das, er macht es jeden Tag.

Es ist ein kleiner Schlachtbetrieb auf einem alten Bauernhof. Siala ist der Geschäftsführer. Vor knapp einem Jahr hat er hier angefangen. Noch verdient er nicht viel, 1600 Euro im Monat. Davon ernährt er sich und seine Kinder in Deutschland und seine Frau und die zwei kleinen Kinder in der Türkei. Sie schlachten Bullen und Lämmer. Die meisten Kunden sind Muslime, Türken, Araber, Libanesen. Ein paar Deutsche sind auch dabei, es werden langsam mehr. Siala ist billig. Weil er selbst schlachtet, kann er das Kilo Rinderfilet zum halben Supermarktpreis verkaufen. Er sagt: „Man könnte hier richtig investieren, aber ich weiß ja nicht, wie es mit mir weitergeht.“

Ihn wollen sie auch abschieben. Im Oktober 2001 bekam auch Ahmed Siala einen Brief von der Ausländerbehörde, ein Jahr nach seiner Frau. Auch seine Aufenthaltserlaubnis wurde nicht verlängert. Auch er wurde ausgewiesen. Auch diesmal ging es um den Vorwurf, er sei Türke. Zwar waren Sialas Eltern direkt von Beirut nach Deutschland geflohen. Zwar hatten sie nicht den Umweg über die Türkei genommen und keine türkischen Pässe vorgelegt. Aber in Melderegistern in Südostanatolien waren die deutschen Behörden fündig geworden. Sie entdeckten die türkisierten Namen vieler Mhallami-Familien. Auch den der Sialas. Auch Ahmed Siala sollte auf einmal Önder heißen und das Land verlassen.

Allerdings hat er vor Gericht recht bekommen. Am 21. Juni 2006 erklärte das Verwaltungsgericht die Ausweisung für nichtig. Zwei Monate lang dachte Siala, er hätte gewonnen, hoffte er, er würde wieder eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Dann hätte er ein Recht auf Familienzusammenführung. Seine Frau und die Kinder dürften zurück.

Nach zwei Monaten wies der niedersächsische CDU-Innenminister Uwe Schünemann den Landkreis Hildesheim an, gegen das Urteil Berufung einzulegen. Schünemann, der kurz nach seinem Amtsantritt im März 2003 mehrere Verordnungen erlassen hatte, um Abschiebungen zu erleichtern, ist weiterhin der Meinung, Siala sei Türke und habe den deutschen Staat getäuscht. Er sagt, Siala könne mit seinen Kindern ja zu seiner Frau in die Türkei ziehen. Natürlich könne er das, sagt Siala. Aber wovon sollten sie dort leben? Er spricht kein Wort Türkisch, wie solle er in der Türkei, seiner vermeintlichen Heimat, einen Job finden, wie die Familie ernähren? Staatliche Unterstützung für Erwerbslose gibt es in der Türkei nicht.

Am 27. September, findet die Berufungsverhandlung statt. Dann wird das Oberverwaltungsgericht darüber entscheiden, ob demnächst auch Ahmed Siala und seine Töchter abgeschoben werden. Oder ob er 22 Jahre nach seiner Ankunft in Deutschland eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis bekommt.

Endlich durften wir raus aus dem Zimmer. Schams ist ein paar Schritte weggelaufen. Der Polizist hat sie an der Kapuze gepackt und zu mir gezogen. Dann brachte er uns zum Ausgang des Flughafens. Ein Auto fuhr uns zur Polizeiwache. Meine Eltern haben einen Bekannten, der vor längerer Zeit in die Türkei abgeschoben worden war. Den hatten sie angerufen. Er kam zur Polizeiwache und sagte mir, dass er Leute in Izmir kennt, die eine Wohnung für mich haben. Am nächsten Tag bin ich mit meiner Tochter nach Izmir geflogen.

Izmir. Am Morgen legt sie sich das Tuch über die Haare, so wie jeden Morgen. So wie auch in Deutschland während der letzten Jahre. Damals spürte sie den Stoff gerne auf dem Kopf. Sie wurde nicht mehr schwanger, viel zu lange. Sie betete zu Gott um ein weiteres Kind, sie versprach ihm, sie würde ein Kopftuch tragen, wenn er sie erhörte. Dann kam Schams auf die Welt, und sie legte das Tuch an, obwohl ihr Mann dagegen war. Wir leben in Deutschland, sagte Ahmed Siala, du musst kein Kopftuch tragen. Sie trug es trotzdem. Gerade, weil sie nicht musste. Jetzt widerstrebt es ihr. Das Tuch verbindet sie mit dieser Stadt, diesem Viertel, mit Gümüspara, wo alle Frauen ihre Haare verbergen. Sie sagt: „Wenn ich wieder in Deutschland bin, nehme ich es ab.“

Sie steht vor einem Schulgebäude und wartet. Vor dem Haus steht ein Marmorblock und darauf ein goldener Kopf, ohne Namen, weil jeder hier den Namen kennt: Mustafa Kemal Atatürk, der Gründer der Türkei, der Mann, der einst die Flucht der Mhallami in den Libanon auslöste. Gazale

Salame steht ein paar Meter vor seinem Gesicht, in einer langen Schlange. Sie wartet darauf, ihre Stimme abzugeben.

Es ist der 22. Juli, der Tag der Parlamentswahlen in der Türkei. Gazale Salame bekommt einen Stimmzettel und einen Stempel. Auf dem Zettel sind kleine Bilder, eine Glühbirne, ein Pferd, ein Halbmond – die Symbole der politischen Parteien der Türkei. Sie hat ein paar Leute gefragt, die mit ihr warteten: Wohin muss ich den Stempel machen? Sie weiß nicht, wer hier zur Wahl steht, ihr bedeutet es nichts, das türkische Parlament zu wählen. Sie ist gekommen, weil in der Türkei Wahlpflicht herrscht. Nimm die Glühbirne, sagten die Leute, also drückt sie den Stempel neben die Glühbirne. Es ist das Symbol der islamisch-konservativen Partei von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdoğan. Unten in Izmir wird er die Wahl verlieren, hier oben in Gümüşpala wird er, wie im Rest des Landes, einen Sieg einfahren.

Hildesheim. Ein lachender Afrikaner, eine Asiatin, eine Europäerin, ein Araber: vier fröhliche Gesichter auf einem Plakat in einem deutschen Büroflur. Auf dem Plakat steht: „You are welcome!“, und weiter: „Wir suchen Deutschlands freundlichste Ausländerbehörde: Nominieren Sie Ihren Favoriten.“ Draußen vor dem Verwaltungshaus des Landkreises Hildesheim steht Ahmed Siala.

Er steht da mit ein paar Leuten vom Niedersächsischen Flüchtlingsrat, einem Netzwerk von Flüchtlingsinitiativen. Sie haben Flugblätter mitgebracht, einen Pavillon aufgebaut und ein Transparent gespannt, darauf steht: „Für die Rückkehr Gazales, Bleiberecht für Flüchtlinge & Kinder“. Sie haben zur Mahnwache aufgerufen, aber außer zwei Journalisten von lokalen Blättern ist fast niemand gekommen, es regnet in Strömen. Wenn Siala den Kopf hebt, kann er von außen das Büro des Landrats sehen. Gleich wird er herauskommen, er hat es angekündigt.

Er hält sich daran: Reiner Wegner von der SPD, ein kleiner, schwerer Mann mit breitem Gesicht und grauem Vollbart. Als Gazale Salame abgeschoben wurde, war er Richter für Wirtschaftsstrafsachen. Seit November ist er Landrat, seitdem ist er zuständig für den Fall. Er tritt aus der Drehtür, hinaus in den Regen. Ein Mitarbeiter hält einen Schirm über ihn. Wegner geht zu der kleinen Gruppe unter dem Plastikdach.

Er fängt so an: „Ich will Ihnen zur Klarstellung Folgendes sagen.“ Er spricht leise. Er vermeidet Wörter wie Mutter und Kinder und Familie. Stattdessen spricht er von Gesetzen und Gerichtsurteilen. Am Schluss sagt er: „Wir müssen die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts abwarten.“

Danach spricht der Geschäftsführer des Flüchtlingsrats. Er ist schlank und schmal, er spricht schnell, mit scharfer Stimme, von Kindern, denen die Mutter genommen wurde und von Selbstmordgefahr. Am Schluss sagt er: „Ich reagiere so emotional, weil mich die Sache berührt.“ Die Journalisten stellen ein paar Fragen, machen Fotos. Dann hebt Siala die Hand. „Darf ich auch etwas fragen?“ Er schaut den Landrat an, der nickt ihm zu. Er sagt: „Was haben wir eigentlich verbrochen?“

Einen Moment lang ist es still. Dann fängt der Landrat wieder zu sprechen an. Er redet jetzt nicht mehr von Gesetzen. Er sagt, der Landkreis habe gegen das Urteil zugunsten Sialas nur deshalb Berufung eingelegt, weil Innenminister Schönemann ihm das aufgetragen habe. Er sagt, die Mahnwache finde am falschen Ort statt. Der richtige Ort sei das Innenministerium. Er wirkt jetzt so, als sei ihm die Sache sehr unangenehm.

Izmir. Die Kinder schlafen, als sie zum Telefon greift. Es ist spät am Abend, Gazale Salame hat ihren Mann seit Tagen nicht mehr angerufen. Sie telefonieren nicht mehr oft, sie streiten ja nur. Er sagt: Halt durch, sie sagt: Ich kann nicht mehr; es ist jedes Mal dasselbe.

Sie nimmt den Hörer. Sie tippt die 0049 für Deutschland, aber es ist nicht Ahmed Siala, den sie anruft. Es ist eine andere Nummer, eine Bekannte aus Hildesheim hat sie ihr besorgt, sie wählt sie zum ersten Mal. Sie hört das Freizeichen, ein Klicken, und einen Moment lang denkt sie, der Mann, der es in der Hand gehabt hätte, sie nach Deutschland zurückzulassen, sei jetzt am Telefon. Aber dann ist da nur eine Stimme vom Band. Die Stimme sagt: „Hier ist das Wahlkreisbüro von Uwe Schönemann.“

Gazale Salame wartet auf den Signalton, dann nennt sie ihren Namen. Sie sagt: Herr Schünemann, lassen Sie mich zu meinen Kindern zurück, warum bestrafen Sie so kleine Kinder. Herr Schünemann, ich will zu meiner Familie.

Es ist nicht besonders überlegt, was sie sagt, die Sätze kommen einfach aus ihr heraus, so wie damals, an jenem Wintermorgen, als die Polizisten sie abholten. Am Schluss sagt sie: Herr Schünemann, hier ist meine Nummer, rufen Sie mich an, bitte. Sie spricht vierzehn Ziffern in den Hörer, dann legt sie auf. Das war vor zwei Monaten. Uwe Schünemann hat nicht angerufen.

ZEITmagazin LEBEN, 13.09.2007 Nr. 38

38/2007